

Der Brief

Von Thaddea von Gildewska

Die „Ostland“ durchschneidet behäbig das hellblaue Meer, das wie ein Spiegel ausgebreitet liegt. Das Schiff hat soeben die Hälfte der Strecke Genua-Barcelona zurückgelegt. Die Sonne sengt und brennt, daß jeder, der nicht an Bord Dienst zu versehen hat, sich in die dunkleren Winkel verkrücht.

Der Matrose Kagened ist eine Ausnahme. Er klettert die steile Treppe aus dem Mannschaftsraum empor. Er sucht die Einsamkeit, denn er beabsichtigt, an Lotte einen Brief zu schreiben. Wenn sie morgen in Barcelona ankommen, dann wird der Brief sofort auf den Bahnhof getragen und dem nächsten Postzug übergeben, damit er in vier Tagen Hamburg erreicht und gerade zum Geburtstagsfrühstück zureichkommt. Kagened sucht ein stilles Eckchen, denn zum Briefschreiben braucht der Mensch Ruhe. Hinter ihm springt Pitt, eine unbekannte Hunderrasse, immer lässend herum.

Der Matrose liebt ihn und behütet den Hund wie seinen Augapfel, denn Lotte hatte ihm Pitt beim Abschied als Talisman geschenkt. „Pitt wird dann erzählen, wie du dich ausgeführt hast“, hatte sie damals lachend gesagt.

Daher hatte Kagened vor diesem Hund einen ungeheuren Respekt. Sie tröckten beide über Deck, Pitt sehr mißmutig, der Matrose den Kopf voll Gedanken, die zu Papier gebracht werden sollten, und können keinen passenden Arbeitsplatz finden. Endlich läßt sich der Hund am Hinterdeck neben einem Berg von Kisten nieder. Der Matrose findet zwar den Platz nicht besonders schön; aber er fügt sich dem Willen des Tieres. Er rollt eine Kiste vor und setzt sich darauf. Dann zieht er Bleistift und Papier aus der Tasche und denkt nach.

„Liebe Lotte! Die „Ostland“ fährt durch das Meer. Pitt und ich fahren oben drauf. Wir haben viel Fracht, Del und Tiere, Jucker und Stoff. Eine halbe Menagerie und einen bösen Kapitän. Wann werde ich wieder im schönen Hamburg sein? Morgen sind wir in Barcelona. Du hast Geburtstag, und der Brief wird Dich —“

Kaspar Kagened steht verwundert auf. Schon zum drittenmal spürt er gewaltige Stöße? Der Dampfer schlingert.

„erreichen, wenn du Kaffee und Sahne trinkst. Ich denke dabei an Dich. Jeder wird älter; auch ich. Du aber wirst nicht älter. In meinem Herzen —“

Wieder ein Auf, ein Stoß. Kagened wäre beinahe von der Kiste gefallen. Er blickt zum Himmel empor, blinzelt in die Sonne und schreibt weiter:

„bist nur Du. Dann Pitt, Dein Hund. Er ist gesund und schläft neben mir.“

Da fährt Kaspar Kagened mit dem Schädel empor, denn er hört vor sich ein Rauschen und Pfauchen, wie er es noch niemals in seinem Leben vernommen hatte. Starr vor Entsetzen hält er Bleistift und Papier in den Händen. Der Deckel der Kiste, auf der er saß, liegt ausgesprengt an Deck, und aus der Kiste weilt und ringelt sich eine Schlange empor. Am Ristendeckel leuchtet grell ein Fettel mit schwarzen Buchstaben: „Boa constrictor“.

Kaspar Kagened ist zur Salzsäule erstarrt. Eben funt er noch, wie er sich aus dieser Lage retten könnte, da schnell die Schlange empor, wirft sich ihm entgegen, umringelt blitzschnell den Leib des Matrosen und die Kiste. Nur Kopf und Beine und Hände mit Bleistift und Briefpapier sind noch sichtbar.

Weit glocken die Augen des Matrosen vor Entsetzen. Schweiß tritt auf die Stirn, graue Schatten überlaufen die Wangen. Die Schlange preßt sich immer enger. Ein helles Wellen. Eine Krugel schmutziger Wolle rollt heran und springt auf die Schlange zu. Beschneppert sie, bestt noch einmal auf und beißt wader in sie hinein. Die Schlange zuckt auf, verharrt sekundenlang regungslos, wendet sich dann blitzschnell um, fährt zischend auf den Hund herab, umschlingt das Tier, und es verschwindet in ihrem Rachen.

Der Matrose ist reglos. Die Schlange windet sich, drt am Bordsteil aufgebläht, los, schlängelt über das Deck und bleibt in der Sonne liegen. Kaspar springt mit einem

Satz von der Kiste herab, sagt, was ihn die Füße tragen, zur Treppe und haspelt zum Mannschaftsraum hinab, über sich die Luke zuschlagend, und schreibt:

„er schläft nicht mehr neben mir, sondern im Magen einer Riesenschlange. Wenn Du am Geburtstag Kaffee mit Sahne trinken wirst, wird Pitt schon verdaut sein. Dies wünscht Dir von Herzen Dein Kaspar.“ —

Lotte hat die Geschichte von der Schlange nicht geglaubt, und sie beschloß beim Kaffee mit Sahne am Geburtstagsmorgen, von Kaspar Kagened nichts mehr wissen zu wollen. Sie schrieb ihm eine Karte zurück mit den Worten: „Schlange Unsinn! Nicht mehr Deine Lotte.“

Als sich Kaspar das Bild genauer ansah, glaubte er, die Schaufel von St. Pauli zu erkennen, auf der er mit Lotte an jenem Tage gefahren war, als er sie kennenlernte. Er spuckte verächtlich aus und ließ sich nach Valparaiso anheuern.

Hanne findet eine Heimat

Erzählung von Geo Hering.

Hanne Wöhr war eigentlich noch sehr jung. Aber man merkte es kaum, wenn sie in dem grauen Mietshaus in Berlin hinter der Nähmaschine saß und ihr Fuß unaufhörlich das Trittbrett der Maschine trat, damit das Rad in Schwung blieb. Die kleine Näherin mußte sich kümmerlich durchs Leben schlagen, seit die Eltern gestorben waren, und ihr junges Leben kannte wenig Sonnenschein.

Aber heute kam es doch vor, daß oft das Rad stillestand und sich ihre Gedanken in Träume verloren. Das war das Neue, das an sie herantrat mit allen Verheißungen und mit aller Fremdheit. Wie so viele Mädchen ihres Alters, sollte auch sie zum Landjahr. Ein unbekanntes Dorf im Allgäu wartete auf sie, und sie suchte in den verlorenen Erinnerungen ihrer Schulzeit, um ihren Vorstellungen irgendwelche Gestalt geben zu können.

Mit sechs Kameradinnen fuhr sie dem unbekanntem Ziele zu. Hinter den jungen Mädchen verschwand das nebelhafte Gebirge der Großstadt, und als Fluren und Wälder den Zug einfingen und die offene Landschaft zu ihren Fenstern herein sah, da verloren sie allmählich die Scheu vor dem Ungewissen, das sie rief. Sie konnten wieder ihr frohes Jugendlachen finden und verkürzten sich die Fahrzeit, indem sie sich in launenderlei Mutmaßungen über ihre Zukunft ergingen. Als endlich die ersten schwäbischen Dörfer und Städte vom Zuge aus zu sehen waren, da jubelten die jungen Mädchenherzen auf. Leichte Klarheit legte ihren Glanz um die Fluren, die sich wie bunte Teppiche vor dem Fenster ausbreiteten. Fruchtbares Ackerland und fetter Wiesen grühten sie, und je mehr sie in das Allgäu einfuhren, desto reicher wurde die Uppigkeit der Wiesen und Felder. In langsamem Trott grasten die Herden des gut genährten Alpenviehs, und ganz fern, aus der klaren Luft zeichneten sich auch bereits die Zinnen und Zaden der Allgäuer Berge ab.

„Gott, ist das schön!“ sagte die kleine, schwärmerische Luze Vrell. Die jungen Mädchen lagerten sich in die Fenster, und ihre Augen weiteten sich beglückt und froh. Auf dem Bahnhof einer kleinen Stadt mußten sich die Freundinnen trennen. Mit kleinen Säuwägelchen waren die Bauern gekommen, die die Mädchen abholten. Hanne Wöhr fuhr mit einem jungen Burschen in ihr Dorf. Der junge Mann betrachtete schon das fremde Mädchen neben sich, das neugierig die Umgebung betrachtete. Die blonde Schönheit verwirrte ihn. Die wird sich anstellen! Wie paßt denn eine solche zu uns ins Dorf? dachte er.

Niemals schweigsam verließ die Fahrt. Einige Male stellte Hanne eine Frage, die der Fuhrknecht kurz beantwortete. Dann war das Ziel da. Ein sauberes Dorf, dessen stattliche Häuser sich breit an die Dorfstraße lagerten und am Ende in einem mächtigen Biered der Brandhof. Der junge Mann hielt die Zügel an.

„Do san mer!“ sagte er und sprang vom Bod. Neugierige Augen sahen auf Hanne. Der Bauer trat auf sie zu und reichte ihr die Hand. „Werd Jhna schon gfalla“, begrüßte er das Mädchen. Hanne folgte in die Stube, die groß und heimlich war und um deren polierte Eichenmöbel das Licht der Sonne spielte. Der Bauer stellte seine Leute vor, die Frau, die beiden Töchter und seinen Sohn Fritz.

Der Sohn lächelte verlegen, als er Hanne die Hand entgegenstreckte. Sie verlor in diesem Kreise schnell die Scheu und wartete begierig auf das Leben, das sie hier kennenlernen wollte. Die Eindrücke waren so wechselnd, daß sie kaum Zeit zum Nachdenken fand. Es gefiel ihr überall, im Stall, wo gutgenährtes Vieh in langen Reihen stand; auf dem Hofe, der eine musterzügliche Ordnung zeigte, und sie fand auch gerne neben der Frau in der Küche.

„Man glaubt gar nicht, daß du eine von der Stadt bist“, lobte Fritz, und betrachtete mit warmen Augen das Mädchen, das in dem schlichten Hausfrauenkleid vornehmlich ausfiel. Der Schimmer blonder Haare quoll mutwillig unter dem weißen Kopftuch hervor. Hanne freute sich über das Lob. Wie eine von uns! Das Wort tat ihr wohl.

„Eigentlich gehöre ich auch zu euch“, sagte sie, und senkte dabei den Kopf. „Meine Mutter war auch vom Land. Sie zog mit dem Vater in die Stadt.“

Hanne blähte auf in der frischen Luft. Ihr blaues Gesicht rötete sich und ihre Gestalt strahlte sich in jugendlicher Lebensfreude. Sie wußte gar nicht mehr, daß sie hier fremd war. Die jungen Bauernburschen des Dorfes, die anfangs nur ferne das fremde Mädchen bewundert hatten, näherten sich ihr und ließen es nicht an Aufmerksamkeit fehlen. Fritz sah dies mit wachsender Unruhe. Er wußte es immer so einzurichten, daß Hanne nicht zurück allein war.

Wie im Fluge vergingen die Wochen und Monate. Hanne erlebte den Kreislauf des Jahres auf dem Lande. Sie sah das Blühen und Reifen, das ungeduldige Drängen der Natur und erlebte dankbar die Ernte. Nun lagerte sich manchmal wie ein Schatten der nahende Abschied über ihre Gedanken. Die große Stadt, die ihr so ferne gewesen war; das graue Mietshaus mit der surrenden Maschine, das nahm nun wieder verschwommene Gestalt in ihrer Erinnerung an. Sie ging jetzt oft in freien Stunden allein durchs Feld, wo ihr jeder Platz lieb und vertraut geworden war.

Sie mußte Abschied nehmen von diesem schönen Stück Erde und sah sehnsüchtig in die Ferne, wo die Allgäuer Berge aufragten in den blauen Himmel.

Sie ging auch heute wieder den Weg über die Flur. Sie merkte nicht, daß Fritz Brandl ihr folgte und schrat zusammen, als er sie anrief.

„Darf ich mitkommen, Hanne?“ fragte er und machte ein bittendes Gesicht. Hanne nickte stumm. Eine Weile stand das große Schweigen zwischen ihnen. Dann nahm Fritz einen Anlauf.

„Es tut uns allen leid, wenn du gehst, Hanne. Mutter meint, du wärest eine gute Bäuerin.“

Hanne sah auf. Sie hatte ein seltsames Lächeln im jungen Gesicht. Ihre Augen sahen sehnsüchtig über das Land.

„Schön habi ihr's! Ihr müßt dankbar sein für eine solche Heimat.“

Fritz Brandl spürte das Wachen seines Herzens, als sein Blut drängte zum Bekenntnis.

„Weißt bei uns, Hanne! Wir haben dich alle sehr lieb. Wöchste du nicht Bäuerin werden bei uns?“

Hanne war stehengeblieben. Sie sah in das verlassene und gute Gesicht des jungen Bauern. Sie wollte zurückweichen vor den strahlenden Augen, die immer näher zu ihr drangen und mußte doch wie angewurzelt stehen bleiben. Sie konnte sich nicht wehren, als plötzlich ihre Arme sie umschlangen. Sie wurde schwach und ließ sich willkürlich einhüllen von den Liebkosungen des jungen Mannes. Wie durch rote Schleier sah sie die Ferne vor sich, aus der die Umrisse einer Stadt tauchten als letzte Verlockung; sie spürte nun den herben Geruch des Landes mehr um sich, fühlte die Erde, in die sie hineinzuwachsen sah, und ihr Herz schlug ruhig und froh.

„Ich bin eine Fremde, deine Eltern werden das nicht wollen.“ wehrte sie sich noch schwach.

„Sie freuen sich, Hanne! Sie warten auf uns, komm mit!“

Da legte Hanne Wöhr ruhig ihre Hand in die Hand des Bauernknaus und lächelte Fritz frohlich zu.

Mit weitausholenden Schritten ging das junge Paar der Heimat entgegen, die auf sie wartete mit ihrem Segen.

Leset auch im Sommer eure Heimatzeitung!

Die brave Lore

Von Fritz Erler.

Ferdinand, der einzige Junge der Frau Regierungsrat Hammer, ist denkbar schlechter Laune. Er vernichtet den Vater, den er schon vor Jahren verloren hat. Nicht, daß ihm bei der Mutter auch nur das Geringste lechte, ganz im Gegenteil, sie verwöhnt ihn zu sehr, ist überängstlich und wacht über jeden seiner Tritte. Ferdinand ist fünfzehn Jahre alt und fühlt sich als Mann. Er will mit seinen Kameraden zum Turnen und Schwimmen gehen, er will mit ihnen Ausflüge machen, er will ganz einfach Junge sein. Die Mutter aber ist immer ängstlich, gibt immer gute Lehren, behandelt ihn wie ein zimperliches Mädel. Ferdinand ist ganz einfach empört.

Er weiß auch, daß die Mutter selbst nicht so wäre, wenn nicht fortwährend Besuche zu ihr kommen würden. „Lauter Weiber“, murrt Ferdinand grimmig. „Jeden Tag eine andere zum Kaffee und jede weiß einen anderen Rat, wie die Mutter mich erziehen soll. Immer schwächen sie das gleiche.“

„Die brave Lore, die Lore ist brav!“ Ferdinand steht auf. Das ist der Papagei, der soeben diese Worte schnarrend gesagt hat. „Du bist auch so ein altes geschwätziges Frauenzimmer, achzig Jahre bist du schon alt und den Mund kannst du auch nicht halten“, faucht Ferdinand zornig die Lore an.

„Die Lore ist brav, die brave Lore“, entgegnet der Papagei.

„Ruhig, ich muß lernen!“ schreit Ferdinand in den Käfig. „In einer Stunde kommt Besuch, lautere alle Weiber natürlich, verstehst du das, Lore?“

„Die Lore ist brav!“ schnarrt der Papagei wieder.

Da wird Ferdinand wütend. Er nimmt ein großes dunkles Tuch und wirft es über den Käfig. „So, jetzt wirst du dann schon den Mund halten!“

Kurze Zeit bleibt es wirklich still. Dann löst aus dem Käfig lustiges Pfeifen und gleich darauf: „J Lauterbach hab' ich mein Strumpff verloren, ohne Strumpff geh' ich nett hooaamm!“

Ferdinand lacht laut hinaus. Er nimmt das Tuch vom Käfig. „Oh, ihr Weiber!“ Da schnarrt es plötzlich aus dem Käfig: „Ohh Weibererr!“ Ferdinand ist sprach-



Zeichnung: Erb

los. Dann kommt ihm eine so glänzende Idee, daß er einen Sprung durch das ganze Zimmer macht und der „braven Lore“ einige Haselnüsse schenkt.

Die nächste Zeit beschäftigt sich Ferdinand sehr viel mit der „bravven Lore“, stellt ihren Käfig in sein Zimmer, will sie nur für sich haben. Er hat auch fast immer Kopfschmerzen, kann nicht ertragen, daß die Lore schnarrt, und wirft ihr fast ständig die Decke über das Haus.

So kommt der Geburtstag seiner Mutter heran, an dem das Damenfräulein stets vollständig erscheint. Die Damen haben viel Freude an dem Papagei, und deshalb stellt Ferdinand mit eigenwilligem Schmunzeln die alte Lore in das Wohnzimmer seiner Mutter. „Weil die Damen so gern hören, wenn sie pfeift“, erklärt Ferdinand seiner Mutter, und wird für diese Aufmerksamkeit liebevoll gestreichelt.

Der Nachmittagskaffee ist in vollem Gange. So viele Neugierigen gibt es zu erzählen, daß die Damen noch gar nicht Zeit gefunden haben, nach der „braven Lore“ zu sehen. Als sich aber die Flut der herzlichsten Glückwünsche über Ferdinands Mutter ergießt, da horchen die Damen plötzlich auf. „Lautterer Weiberr, lautterer Weiberr, lautterer Weiberr, lautterer Weiberr, lautterer Weiberr“, tönt es schnarrend aus dem Käfig.

Sehr bald verabschieden sich die Damen an diesem Geburtstag von der untröstlichen Frau Regierungsrat, während Ferdinand im anstößenden Zimmer Freudenlänge aufhört.

Dann nimmt er seine Mutter in die Arme und küßt ihr die Hornstränge aus den Augen. „Mutter“, sagt er ernst, und in seiner Stimme ist schon etwas von der Bestimmtheit des Mannes. „Du mußt mir das verzeihen. Ich will endlich ein Junge sein, will dich für mich haben, mich von dir und nicht von noch zehn anderen Frauen erziehen lassen!“

„Lauter Weiber, lautere alle!“ bestätigt Lore seine Bitte. Die Frau Regierungsrat nimmt den Kopf ihrer Jungen in die Hände und sieht ihm lange in die Augen. „So war auch dein Vater“, sagt sie und lächelt wehmütig. Er hat durchgesehen, was er wollte, und auch er war ein Feind von vielen Besuchen.

Ferdinands Mutter lacht. „Da kann ich ja überhaupt keinen Menschen mehr einladen“, großt sie dann.

„Doch Mutter“, entgegnet Ferdinand. „Lade junge Leute ein, Freunde und Kameraden von mir, die Lore sagt ja nur: — Lautterer Weiberr, lautterer Weiberr.“

vollendet Lore den Satz ihres Lehrmeisters.

Verbindung

Richard Strauß kann jede schlechte musikalische Leistung zur Bergeweisung bringen. Als in der Berliner Oper seine „Frau ohne Schatten“ einstudiert wurde, ärgerte er sich über die Sängerin, die die Rolle der Amme übernommen hatte. Sie sang sehr leise und schließlich hörte man sie überhaupt nicht mehr. Wütend fragte Strauß den Kapellmeister: „Hören Sie was?“

Dieser erwiderte: „Höbet Herr Generalmusikdirektor, Sie wissen doch, Ammen sind nur im Stillen groß.“

